

Fotos, Postkarten, Tagebücher

Rekonstruktion der Vergangenheit in Manfred Chobots Roman „Reise nach Unterkralowitz“

Dieser 2009 im österreichischen Limbus-Verlag erschienene Roman ist das erste umfangreichere erzählerische Werk Manfred Chobots.

Manfred Chobot wurde 1947 in Wien geboren und lebt dort als freier Schriftsteller.

Im Vorwort zu dem zu Chobots 60. Geburtstag erschienenen Sammelband mit Texten Chobots und Anmerkungen und Kommentaren zu seinem Werk durch Zeitgenossen und Freunde und den Honneurs für das Geburtstagskind bezeichnet ihn Wolfgang Müller-Funk als einen „Routinier der kleinen Form, in der Prosa wie in der Lyrik.“¹ Und in der Tat zeigt der Überblick, den dieses Buch über Chobots literarisches Schaffen bietet, kleine Formen: natürlich Gedichte, Dialekt- und sprachreflektierende, dadaistisch anmutende und parodistische Gedichte, dann kurze Erzählungen, Reportagen, Satiren und Briefe.

Chobot schrieb eine stattliche Anzahl von Hörspielen und war von 1991 bis 2004 Herausgeber der Reihe „Lyrik aus Österreich“ und Redakteur bei verschiedenen Literaturzeitschriften.

Gedichte Chobots wurden auch ins Tschechische (já, don quijote / ich, don quixote) und ins Slowakische (bábkohry / puppenspiele) übersetzt und sind in zweisprachigen Ausgaben erschienen.

1995 gab Manfred Chobot zusammen mit dem Fotografen Jindřich Štreit aus Sovinec in Mähren das Foto-Text-Buch „Der Hof“ heraus.

Vielleicht ist der Umstand, dass Manfred Chobot mit der „Reise nach Unterkralowitz“ sich der großen epischen Form zuwendet, nicht so überraschend, wenn man die Eigenarten dieses Romans betrachtet. Man kann dann beispielsweise feststellen, dass sich in älteren Texten Chobots, die sich noch der kleinen Form verpflichtet fühlen, „Wurzeln“ dieses Romans finden, so in „Wiener Walzer – Eine Umarmung“ von 1987, wo der Park von Schönbrunn als ein Ort Generationen übergreifenden Zeitvertreibs dient, oder in „Friedensmarsch der 70 000“ von 1982, wo Manfred Chobot als Herausgeber der Dokumentation dieser Veranstaltung „Künstler für den Frieden“ verantwortlich zeichnet. Die kleine Form, wird man feststellen können, ist in den großen Roman eingegangen, aber nicht in ihm untergegangen.

Der Autor widmet sein Buch „dem Andenken an meinen Großvater“.

Dieser Großvater, der so vor dem Vergessenwerden bewahrt werden soll, ist mit dem Großvater des Ich-Erzählers nicht zwingend identisch, aber die Geste der Widmung deutet an, dass dieses literarische Denkmal, wenn es nicht von ihm spricht, wenigsten für ihn spricht.

Die Möglichkeit des Vergessenwerdens betrifft aber alle Personen des Romans, sogar den Neugeborenen, weshalb sein Vater fleißig sich aufschreibt, was er Neues an seinem Sohn täglich beobachtet und auch, was sich täglich wiederholt. Obwohl der Roman nirgends davon spricht, dass der Vater eine Art Entwicklungstagebuch führt, kann man etwas dieser Art voraussetzen, denn alles Erzählte ist längst historisch, die 80er Jahre sind die Gegenwart des Romans. Nur die Erwähnung der Irakkrieges² in einem vielleicht unbewachten Augenblick zeigt, dass der Roman nach dem Kalten Krieg entstand.

Wie wird Familiengeschichte tradiert bis in die 80er Jahre? Durch Briefe und Postkarten, Fotografien und in Glücksfällen durch Tagebücher. Auf diese soll beim Durchgang durch Chobots Roman daher besonders geachtet werden.

Und es ist sicher hilfreich, sich zu Beginn einiger Feststellungen von Susan Sontag zu erinnern: „Mit Hilfe der Fotografie konstruiert jede Familie eine Porträt-Chronik ihrer selbst – eine tragbare Kollektion von Bildern, die Zeugnis von familiärer Verbundenheit ablegt...Fotografieren wird zu einem Ritus des Familienlebens in eben dem Augenblick, da sich in den industrialisierten Ländern

1 Wolfgang Müller-Funk, Das Chobot bleibt, im Sammelband „Chobot bleibt“, S.9

2 S. 132

Europas und Amerikas ein radikaler Wandel der Institution Familie anbahnt. Als jene klaustrophobische Einheit, die Kernfamilie, aus einem sehr viel umfassenderen Familienkollektiv herausgelöst wurde, beeilte sich die Fotografie, die gefährdete Kontinuität und den schwindenden Einflussbereich des Familienlebens festzuhalten und symbolisch neu zu formulieren. Jene geisterhaften Spuren, die Fotografien, sorgen jetzt für die zeichenhafte Präsenz der verstreuten Angehörigen. Das Fotoalbum einer Familie bezieht sich im allgemeinen auf die Familie im weiteren Sinne – und ist häufig alles, was davon übriggeblieben ist.“³

Initiation

Der Roman beginnt mit einer Initiation, einer zeitgemäßen, will heißen medizinischen, beim Kinderarzt. Wie im alten Rom der Paterfamilias dem Neugeborenen das Lebensrecht gab, indem er das Kind auf seine Arme nahm, so erteilt in den beginnenden Achtzigern des vorigen Jahrhunderts⁴ der Kinderarzt dem Erdenbürger Tobias Alexander den Zutritt zum Leben:

„Ihr Kind ist gesund. Völlig gesund“, bemerkt der Arzt und wendet sich dem Waschbecken zu.⁵

Es ist auch der Arzt, der den Säugling bei seinem richtigen Namen nennt und nicht wie der Vater irgendwelche Knautschformen verwendet, Fuzzi oder Quäko, die schon leise Zweifel aufkommen lassen, ob er den nötigen Ernst für seine Aufgabe mitbringt.

Das Kind hat das ärztliche Urteil schon durch eine „Wasserfontäne“ vorweggenommen. „Die feuchten Spuren werden von der Mutter beseitigt.“ Von ihr ist also auch die Rede, wenn auch nur am äußersten Rand und im Schatten der Anonymität. Sie wird im ganzen Roman ein randständiges Dasein fristen und erst mit dem Eintritt der Schwangerschaft, also auf Seite 122 des Romans, einen Namen bekommen: Maria.

Der Erzeuger-Vater ist aber vor allem mit sich beschäftigt, mit seiner Eifersucht auf den Arzt, den das Kind anlächelt; er fühlt sich zurückgesetzt, wird gerade noch „von der Assistentin des Arztes zu Hilfsverrichtungen zugelassen.“⁶

Vergeblich versucht er, seine Eifersucht zu belehren,

„dass dieses Lebewesen über seinen eigenen Willen verfügt, selbst wenn es erst 64 Zentimeter misst. Natürlich: Tag und Stunde seiner Geburt hat es gleichfalls nach seinem Gutdünken bestimmt.“⁷

Das Kind hat also gottähnliche Kräfte, es lässt ja auch die Sonne seines Lächelns leuchten über Gerechte und Ungerechte:

Wildfremde Leute im Supermarkt oder auf der Straße, irgendwelche unsympathischen Typen, hat er schon angestrahlt...⁸

Selbst der Kinderarzt ist entflammt:

Quäkos Haut sei wunderschön, weiß wie Elfenbein, behauptet der Kinderarzt ohne rot zu werden. „Sie haben ein ausnehmend hübsches Baby.“⁹

3 Susan Sontag, Über Fotografie, S. 14 -15

4 Dass eine solche Formulierung möglich ist, zeigt, wie weit das Erzählte inzwischen von uns entfernt ist.

5 S. 8

6 Ebd.

7 S.7

8 Ebd.

9 S. 20

Aus dieser Szene beim Kinderarzt heraus entwickelt der Erzähler Erinnerungen an den eigenen Vater, die geprägt sind von Mangelerlebnissen und Konkurrenzgefühlen:

Als mein Vater zum ersten und einzigen Mal Vater wurde, war er 39 Jahre alt. Ich war um zwei Jahre schneller. Im Zielfinish Sieger dieses Kopf-an-Kopf-Rennens. Weitaus lieber wäre mir ein jugendlicher Vater gewesen...¹⁰

Aber die beiden Kampfahne können sich auch auf gleicher Höhe begegnen:

Seite an Seite sind wir, Vater und Sohn, durch die Alleen des Schönbrunner Parks geschnauft, nach Luft ringend. Ich noch nicht ausdauernd, er nicht mehr.¹¹

Dieser Park von Schönbrunn ist der Ort der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen, von hier kann der Erzähler ausgehen, das Vergangene zu vergegenwärtigen.

Mit dem Kinderwagen kämpfe ich gegen den Kies in dieser barocken Gartenarchitektur. Die Äste der Alleebäume sind angehalten, sich dem Willen des Gärtners unterzuordnen, aus der Ordnung herausragende Zweige werden mittels einer Schablone zurechtgestutzt. Diese fahrbaren Holzgerüste, die zum Schneiden der jungen Triebe verwendet werden, sehen genauso aus wie früher. Dreißig Jahre sind an ihnen ohne sichtbare Spuren von Veränderungen vorbeigegangen. Wäre mein Großvater hier aufgewachsen, hätte er dieselben Gerüste wahrgenommen. - Ob er dann mehr Zeit zum Leben gehabt hätte? Fasziniert verfolgt Quäko die Bewegungen dieses grünen Himmels...Bäume sind eine neue Entdeckung für (ihn).¹²

In wenigen Zeilen wird die männliche Linie der Familie, deren Geschichte uns erzählt werden soll, im Park von Schönbrunn aufgestellt: der Erzähler als Jugendlicher mit seinem Vater beim Sport, als Vater mit seinem Neugeborenen im Kinderwagen, den er durch den Kies schiebt, als Enkel, der auf den Parkwegen seines früh verstorbenen Großvaters gedenkt, das Kind, Sohn, Enkel, Urenkel, das sich die Welt aneignet.

Eine günstige Gelegenheit, sich mit der Erzählweise des Romans zu befassen.

Erzählweise

Der Roman von Manfred Chobot kennt keine Kapiteleinteilung oder eine andere äußere Gliederung, und die erzählten Ereignisse sind zeitlich nicht säuberlich getrennt und geordnet: „Chobot erzählt nicht traditionell und ordentlich der Reihe nach, aber freischweifend und assoziativ...er zeigt seinen Erfindungsgeist in der Kombination der Motive...und in der plötzlichen Verschiebung der erzählerischen Aufmerksamkeit, die das Nacheinander fast zu einem Nebeneinander des Familienporträts verwandelt, in dem, wie in einer vergilbten Gruppenfotografie, alle Generationen zugleich gegenwärtig sind.“¹³

Im ganzen Roman spricht ein Ich-Erzähler, dieser ist für die Hauptmasse des Textes identisch mit Quäkos Vater, wir stoßen aber auch auf Teile, in denen ein anderer Erzähler in Ich-Form spricht, etwa der Vater des „Haupterzählers“ oder seine Mutter.

Die Zertrümmerung des Handlungszusammenhangs und der „natürlichen“ Zeitfolge ermöglicht dem Erzähler, wie Demetz feststellt, neue Zusammenstellungen, Kombinationen. Ein weiterer Effekt dieser Erzählweise ist die schrittweise Enthüllung, wenn das Leben einer Person immer

10 S. 10

11 Ebd.

12 S. 10-11

13 Peter Demetz, Gemischtwaren aus Ottakring, Der Großvater-Mythos: Manfred Chobot reist in die versunkene böhmische Heimat, FAZ vom 1.7.2010

wieder neu aufgegriffen wird und immer vollständiger erzählt wird, so dass es anwachsen kann wie ein Schneeball, ob die Richtung der Zeit dabei tiefer in die Vergangenheit zeigt oder von ihr wegführt, ist für das Ergebnis zweitrangig, denn wir wissen auf jeden Fall nun mehr über die Person. Man kann das auch so ausdrücken: Chobot pflegt die Technik des vorläufigen Verschweigens.

Überdies stoßen wir in dem Roman auf avantgardistische Erzähltechniken, wie wir sie in der deutschen Literatur etwa seit Döblin u.a. kennen: Textmontagen, filmische Schreibweisen (aber keine inneren Monologe). Der Erzähler selbst weist auf filmische Techniken hin: „Schnitt und Rückblende“, „Filmwechsel“, „Achtung Aufnahme – Kamera läuft. Klappe...“¹⁴

Textmontagen sind vielfältig eingesetzt worden: Dokumente werden in den Text eingebaut, dazu gehören amtliche Schreiben und Karten vom Großvater und anderen Personen, ein Schulzeugnis, ein Lehrvertrag u.a., Schlagertexte der 20er Jahre¹⁵, NS-Anweisungen zum Ahnenpass¹⁶, bis zur parodistischen Imitation der Sprache in Kirchenbüchern, ein Scheindokument.¹⁷

Das umfangreichste Textdokument im Roman ist die Wiedergabe des Kriegstagebuchs von Franz Johann Chudy.¹⁸ Eine Zwischenstellung zwischen Dokument und Erzählbericht nehmen die vielen Beschreibungen von Fotografien ein.

Häufig spricht der Erzähler Figuren der Erzählung an (Scheindialoge), den Großvater, den Sohn, und spricht „über die Rampe“, um die Zustimmung des Lesers zu erreichen¹⁹.

Wie in romantischen Romanen stößt man auf einige Gedichte im Erzählbericht.²⁰

Zusammenfassend:

Man könnte Manfred Chobot, wäre Kritik unser Geschäft, vorhalten, dass er zu seinem Gericht etwas zu viele Gewürze verwendet hat. Andererseits macht er es dem Leser auch leicht, weil er seine Belesenheit und Gelehrtheit nicht herauskehrt und sich mit Anspielungen auf andere literarische Werke zurückhält.

Tagebuchaufzeichnungen des Erzählers

Wie oben schon angedeutet, redet der Erzähler²¹ an keiner Stelle davon, dass er Tagebuch schreibt. Was er aber über das Kind und über sich als Vater erzählt, entspricht oft in Art und Weise und inhaltlich den Aufzeichnungen, die wir von Tagebüchern anderer Väter kennen. Zum Vergleich seien einige Auszüge aus Durs Grünbein „Das erste Jahr, Berliner Aufzeichnungen“ von 2003 herangezogen. Bekanntlich enthält dieses Buch Notizen des Berliner Lyrikers Grünbein aus dem Jahr 2000, in den August dieses Jahres fällt die Geburt seiner Tochter.

23. September

Zum erstenmal hat Veras Gesicht sich zu einem Lächeln verzogen. Natürlich ist es für Spekulationen noch viel zu früh. Und doch wird einem, mit der lebenswürdigsten Anschaulichkeit, vorgeführt, dass dem Erkennen das Wiedererkennen vorausgeht...

8. Oktober

14 S. 124, S. 98, S. 157

15 S. 104 ff

16 S. 69

17 S. 115

18 S. 169-183

19 S. 159 etwa

20 S. 24-25, S. 158, das Gedicht S. 79 von einem anonymen Autor dient als Dokument

21 Die Bezeichnung „Erzähler“ meint immer den Haupterzähler, Quäkos Vater, wenn ein anderer Erzähler spricht, wird dies von uns eigens angegeben.

Plötzlich beim Windeln Veras der Gedanke: die Genitalien, die du da siehst, werden irgendwann ein Geheimleben führen. Der vorläufige Mangel an Individualisierung, das Objekt hafte des Kleinkindes, zeigt sich schon daran, dass man es jederzeit entblößen kann...

Natürlich finden wir auch Gedichte an das Kind oder über das Kind:

1. Dezember
Kindesmissbrauch

Vom Wickeltisch, hört ihr, das Schrein?
Ein Säugling in schockschwerer Not.
Sie foltern sie wieder, sie sind zu zwein!
Gesichtchen zerknautscht, puterrot, ...
...
Lieb Tochter, gib Ruhe, es muss ja sein.
Der Arzt sprach von Hilfe, von Therapie.
So herzerreißend dein elendes Schrein,
Falsch Mitleid vergibst du uns nie.²²

Zum Vergleich aus Chobots Roman:

Seit gestern unterscheidet Quäko zwischen Vater und Mutter. Hungrig und durstig, von mir getröstet, hingehalten in meinen Armen. Er nuckelt keinen Lutschnuckel mehr an meiner Brust oder meinem Oberarm, sondern wartet unwirsch brüllend auf den Busen der Mutter. Er hat begriffen, dass Milch bei mir nicht fließt.²³

Damit war nicht zu rechnen: Beim Öffnen der Windel steht das vier Monate alte Schwänzchen des Sohnmännchen steif in die Höhe. Eine Wasserfontäne ist im nächsten Augenblick zu erwarten. Schlaftrunken föhne ich das Betttuch trocken. Dann wiederum: Beim Putzen der beschissenen Hoden mit einem Öltuch richtet es – zutreffender: er – sich unversehens auf. Der „Pimpf“ ist hart. Da steht es sich dafür.²⁴

wegen deines mir grundlos
erscheinenden Gebrülls
simuliere ich dir
tröstende Worte
ins Ohr -
Und wer beruhigt mich
wenn meine schauspielerischen
Fähigkeiten versagen?

„Jetzt gib endlich Frieden“, fauche ich Ügl-Ü an. Meine Nerven gehen mit mir durch. Vielleicht bricht sein erster Zahn bald durch.

Draußen gewittert es – noch immer habe ich den Blitz nicht eingefangen

Scheißbinku haben die böhmischen Vorfahren kosend ihre Nachkommen getätschelt. - Und damit den Kern der Angelegenheit getroffen.²⁵

Die Ähnlichkeiten der Texte beider Autoren fallen sofort ins Auge. Man wird bei dieser Form von Tagebüchern von gattungstypischen Merkmalen sprechen können, die durch die sich wiederholenden Veränderungs- und Entwicklungsschritte der Kinder bedingt sind. Ebenso unübersehbar sind die Unterschiede zwischen den Autoren zu erkennen: Grünbeins Neigung zu anspruchsvoller Reflexion und Chobots Maßnahmen, die Tagebuchtexte in den epischen Bericht

22 Durs Grünbein, *Das erste Jahr*, 23. September S. 180, 8. Oktober S. 198, 1. Dezember S. 268

23 S. 34

24 S. 33

25 S. 158

des Romans zu integrieren

Aus den Tagebuchaufzeichnungen unseres Erzähler-Vaters erfahren wir, dass Quäko wächst²⁶, an seinem großen Zeh lutscht,²⁷ wie er sich beim Stillen verhält,²⁸ dass er Schweinereien mit seinem Mampf veranstaltet,²⁹ sich mit Begeisterung im Spiegel betrachtet³⁰ und vor allem brüllt und schießt. Sein letzter Auftritt im Roman ist seine Geburt:

Du bist also Besagter, der mein Sohn bezeichnet werden wird³¹

Wir hören wie Johannes der Täufer am Jordan eine himmlische Stimme: *Dies ist mein geliebter Sohn...*, aber das letzte Wort und Schlusswort des Romans hat die Statistik der Weltbevölkerungsentwicklung.

Warum wohl führen Eltern über die ersten Lebensmonate ihres Kindes Protokoll? Die meisten sind ja keine Psychologen, die mit ihrem Kind ein günstiges Studienobjekt bekommen haben. Vielleicht ist der Unterschied zwischen den Durchschnittseltern und den Entwicklungspsychologen gar nicht so erheblich: beide können eine einmalige Gelegenheit nutzen, die sehr flüchtig ist und mit ihrem Eintreten schon Vergangenheit wird, die Gelegenheit, Zeuge zu sein des ersten Lächelns, des ersten Wortes, der ersten Wahrnehmung von diesem und jenem. Dies die vielleicht idealistische Seite. Die Kehrseite könnte dann sein, dass das Tagebuch das aufnimmt, was der unverständige Säugling nicht begreifen kann, dass und wie er den Erwachsenen das Leben schwer macht mit seinem tierischen Gebrüll, seiner Unvernunft, seinen Krankheiten usw.

Geradezu exemplarisch für das eben Gesagte heißt es bei Chobot:

Dich in meinen Armen beobachte ich dein Mienenspiel, während du schläfst, dein Lächeln, über deinen Kopf lachen meine Streichelhände, möchte dich meine Zuneigung erdrücken, meine Empfindungen zerspringen um deiner Existenz willen.

Unüberhörbar ist der gehobene, feierliche Ton, der selige Vater spricht in Dithyramben und fährt fort:

Wenn du mit hochrotem Kopf schreiend mich peinigst, dass es dir die Stimme verschlägt, bis kein Ton mehr deinen Mund verlässt, könnte ich meinen Emotionen freien Lauf lassen, dich zerdrücken, auf der Stelle gegen die Wand schmeißen, zorn erfüllt. Vätern, die das Geschrei ihrer Kinder mit einem Polster ersticken, schenke ich mit einem Mal mein Mitgefühl.³²

Nur das Wort *Emotionen* zerstört die poetische Illusion, dieses Psychologienwort, und nimmt dem Text etwas von seinem Pathos.

Mit dem Entwicklungstagebuch eng verbunden, und in vielen Fällen wohl auch sein unvollkommener Ersatz, sind Kinderfotos; auch Quäkos Vater macht da keine Ausnahme:

Fotografisch folge ich Quäkos Wachstum. Unzählige Farbbilder dokumentieren die Veränderungen.

26 S. 43

27 S. 58-59

28 S. 50-51

29 S. 107

30 S. 156-157

31 S. 192

32 S. 24

Keines davon trage ich mit mir herum, um nicht in Versuchung zu geraten, Unbeteiligte damit zu behelligen.³³

Es gehört zu den sympathischen Zügen des Erzählers, dass er sich an sein besseres Wissen oft selbst nicht hält, lesen wir doch gleich auf der nächsten Seite, dass er Fotos von seinem Sohn in der Brieftasche versteckt hält³⁴, und wenn er sagt:

Es nervt, wenn wandelnde Fotoalben elterlicher oder großelterlicher Prägung einem ihre Nachkommenschaft gnadenlos vor die Nase knallen,³⁵

so heißt das nicht, dass er nicht mit uns Lesern exakt dies tun wird.
Doch zum Thema Fotografie später mehr.

Der Obelisk

Wir kehren zurück zum Park von Schönbrunn.
Zu den Sensationen von Schönbrunn rechnet der Erzähler einen Obelisk:

Auf seiner Steingrotte thront ein Obelisk. Wie mag die ägyptische Stele an diesen Ort gelangt sein, auf wessen Befehl wurde sie hierher in den Garten der ehemaligen Habsburger Sommerresidenz gebracht?³⁶

Die königlichkaiserlichen Herrschaften, Maria Theresia und ihr Sohn Joseph der Zweite,

hatten keinerlei Skrupel, den Obelisk mit ihrer beider Namen zu verunstalten...³⁷

Die Habsburger gehören gewissermaßen zu den Familienerinnerungen:

Vater hat als Kind den Kaiser noch bei einer Parade aus der Ferne gesehen. „Gemma Kaiser schauen!“, wird seine Mutter gesagt haben, während ihr Mann als Gefreiter des Ersten Weltkriegs dem „Dienst fürs Vaterland“ gehorchte.³⁸

Auch der Großvater erscheint im Roman zum ersten Mal lebhaftig als Zuschauer bei einem Auftritt des Kaisers: im Geburtsjahr des Vaters feiert Franz Joseph sein 60. Regierungsjubiläum, und der Großvater ist beim Umzug auf der Ringstraße als Zuschauer dabei.

Dieser Umzug führt anschaulich vor, dass der Kaiser Herrscher über viele Völker ist, irritierend die Austauschbarkeit von Waffengattung und Volkszugehörigkeit:

Da marschierten die Dragoner und die Ulanen, die Ruthenen und Bosniaken, die Tschechen und die Ungarn. Farbenprächtig in ihren Uniformen und Nationaltrachten.³⁹

Vom Großvater, der am Rand in der Masse „winkt“ und „wachtelt“, heißt es etwas übergangslos:

Seine Wurzeln waren Tschechisch.⁴⁰

33 S. 42

34 S. 43

35 S. 42

36 S. 11

37 S. 13

38 S. 11

39 S. 12

40 Ebd.

So geschrieben, eine richtige Pfahlwurzel ist zu denken.

Der Erzählerkommentar zum Verhalten des Großvaters verweist einmal auf die suggestive Wirkung von Massenereignissen, wovon bei der Friedensdemonstration gegen Ende des Romans noch einmal die Rede sein wird, und zum andern auf den Illusionscharakter der ganzen Veranstaltung, nicht von ungefähr benennt der Erzähler den Maler Hans Makart als den, der die ganze Veranstaltung inszeniert hat:

So viel Prunk und Pracht. Wir sind alle, und alle sind wir. Da konnte einer nur begeistert sein. Die Masse gibt Geborgenheit. Am Meer der Gleichen zieht der Zug vorbei... Gleich und verbrüdet wenigstens für den Augenblick.⁴¹

Kinderspiele

Lange nach dem Ende aller Kaiserherrlichkeit, als die Staatskarossen nur noch im Museum, in der „Wagenburg“ von Schönbrunn, besichtigt werden können, wird der Obelisk Zeuge eines Experiments. Auf dem kleinen See an seinem Fuß versuchen Vater und Sohn (-Erzähler) ihr selbst gebasteltes Segelschiff auf große Fahrt zu schicken; aber das Boot ist seeuntüchtig, es landet auf dem Schrank und irgendwann im Müll.

Die nächste gemeinsame Bastelarbeit von Vater und Sohn wendet sich dann von der romantischen Sehnsucht nach der Ferne ab und der Innerlichkeit zu: Vater und Sohn basteln eine Krippe aus Sperrholz.

Diese Krippe wird nach vielen Jahren Zeuge einer Familienszene werden und gelangt so zu ihrer eigentlichen Bestimmung: der Sohn offenbart seinen Eltern unter dem Weihnachtsbaum,

dass sie in einigen Wochen Großeltern sein würden...

„Wie hast du uns das bloß antun können.“ Im Duett riefen sie nach Abtreibung. Obwohl im Kalender vermerkt, war der Abend alles andere als heilig.⁴²

denn es kommen noch andere offene Rechnungen an diesem Abend zur Sprache, sodass der Vater sogar vergisst, das Krippenlämpchen abzuschalten.

Erst 25 Seiten später erfährt der Leser, warum am heiligen Christfest nach Abtreibung gerufen wurde: die Kindesmutter ist nicht die Ehefrau des Erzählers; und noch viel später liest er, sie sei Ausländerin, aus München.

„Deine Großeltern sind für dich gestorben, so lange sie leben“,⁴³

bekommt der Neugeborene von seinem Vater zu hören. Aber die Kommunikation zwischen den Generationen soll dadurch nicht unterbrochen sein:

Fotografien der Toten wirst du eines Tages zu sehen bekommen. Verklärte Geschichten hören.⁴⁴

Ein Epitaph für Franz Johann Chudy

41 Ebd.

42 S. 16

43 S. 43

44 Ebd.

Vielleicht klingt es pietätlos, aber unser „single Daddy“ (Peter Demetz) hat täglich Gelegenheit, sich seines Großvaters zu erinnern, dem er „zu begegnen sucht“ und zu dem er „eine merkwürdige Zuneigung“ empfindet.⁴⁵ Das zeigt der nahtlose Übergang vom Urenkel zum Urgroßvater:

Offenbar schießt Quäko immer dann mit besonderer Vorliebe seine Windel randvoll, wenn wir in Eile sind, um irgendeinen Termin wahrzunehmen. Sein Urgroßvater hat sich zig tausend Kilometer von daheim als Kriegsgefangener zu Tode geschissen, die Ruhr in den Gedärmen. Mein Großvater, den ich gerne gekannt hätte.⁴⁶

Sein Sohn überlässt dem Erzähler-Enkel die Dokumente, die er besitzt, ein paar Feldpostkarten und Fotos, ein Schulzeugnis, einen Lehrvertrag, ein paar Bücher mit Anstreichungen und Anmerkungen, und er schildert ihm das letzte Bild, das er als Sechsjähriger sich von seinem Vater eingepägt hat, wie der von Zuhause weg zur Armee ging.

Von diesem Zeitpunkt an existierte der Vater für seine Familie bloß als Absender von Feldpostkarten oder als fotografisches Abbild. An der Wand des Wohnzimmers war Franz Chudy ein belichteter Fleck auf Fotopapier, ansehnlich gerahmt, ein befrackter Schnurrbartträger, um gut und gern einen Kopf kleiner neben seiner brautbeschleierten Frau Antonia.⁴⁷

Auf einer Feldpostkarte des Kriegsgefangenen Chudy lesen wir, dass er „ALLE aufs herzlichste“ grüße und „Euch zu Wissen“ mache, dass er sich in russischer Kriegsgefangenschaft befinde, dass es ihm „sehr gut“ gehe. Er bittet um 30 Kronen, damit er Tabak oder sonst etwas kaufen kann, die Frau will er damit nicht allein belasten, der Großvater soll was zuschießen, und er grüßt und küsst alle insgesamt in seiner menschenunarmenden Schlussformel.

Mit 34 Jahren verstarb Großvater, gegen die Ruhr hatte er im fernen Asien keine Chance. Der Kriegsgefangene Chudy war armselig und dürftig, karg und mager wie sein Name.⁴⁸

Was der Erzähler uns hier vorlegt mit Foto, Feldpostkarte, „Grabinschrift“ ist ein vollständiges Grab- und Totendenkmal, ein Totenstillleben, dessen stärkster Teil offensichtlich das Foto ist, das einen „befrackten Schnurrbartträger“ zeigt, also einen, der sich von vielen anderen nicht unterscheidet, aber „um gut und gern einen Kopf kleiner neben seiner...Frau Antonia“, also von anderen unterscheidbar, „ein belichteter Fleck auf Fotopapier“, also ein Objekt, formlos, vielleicht schon verblasst und am Verschwinden. Es ist ein Foto, wie es so oder ähnlich jeder kennt, aus einem Familienalbum, von Dekorationen im Fotogeschäft, von Fotos auf Gräbern.

In dieser großen Zeit

Für Großvater waren die Zeiten zu groß zum Altwerden. Für Volk und Vaterland.⁴⁹

Mit diesen Worten leitet der Erzähler ein, was er uns von Franz Chudy, dem Großvater, vorerst berichten will.

Die Anspielung auf die Rede von Karl Kraus vom November 1914, *In dieser großen Zeit*, ruft auch die nächsten Worte der Rede in Erinnerung und damit die Verhöhnung der kaiserlichen Großmäuligkeit durch Kraus:

„In dieser großen Zeit, die ich noch kannte, wie sie so klein war; die wieder klein werden

45 S. 26

46 Ebd.

47 S. 28

48 S. 26

49 S. 37

wird, wenn ihr dazu noch Zeit bleibt..“.⁵⁰

Dann fällt der Erzähler kurz in den Märchenton, denn der Kaiser und der Großvater erscheinen als Personen einer gemeinsamen Geschichte, und das kommt doch nur im Märchen vor:

Jedoch waren da einst ein junger Mann und ein alter Kaiser, der Altersunterschied betrug 52 Jahre. Der eine lebte in der Hofburg und in seinem Sommerdomizil Schloss Schönbrunn – der andere lebte in Ottakring, in der Hasnerstraße auf Zimmer und Küche mit seiner Frau und zwei Kindern. Wasser und Klo auf dem Gang.⁵¹

Der Krieg führende Kaiser wird 1916 sterben und dann Franz Chudy um zehn Monate überlebt haben.

Der Erzähler-Enkel, der diesen Großvater gern zum Vater gehabt hätte, versucht, seinem Gefühl mit Gründen zu Hilfe zu kommen: Eine äußere Ähnlichkeit lässt sich nicht feststellen, weder auf dem Foto, das der Fotograf Rath aus der Ottakringer Straße gemacht, noch auf dem des Herr Josef Vokoun in Kutná Hora, wo Großvater einrückte:

Vor der Abreise in den Krieg noch ein Foto für die Familie⁵²

Der Erzähler kommt auf den verwegenen Gedanken, die Schuld an der fehlenden Ähnlichkeit sei bei den Fotografen zu suchen, und fast überzeugt er den Leser, denn einer „Cristall- Emaill- Fotografie in Farbe auf Glas“, so die werbenden Worte des Fotografen Rath, ist viel manipulative Kraft zuzutrauen. Und ist es nicht tatsächlich höchst merkwürdig, wie viel Subjektivität Fotos zeigen können?

Aber der Erzähler wendet sich von diesem Thema ab und dem zu, was er als „Ähnlichkeit im Geist“ bezeichnet. Die großväterliche Lektüre wird einer kritischen Prüfung unterzogen, der Kanon gebilligt, aber die Fragen, die den Enkel-Erzähler wirklich interessieren, finden keine Antwort, etwa die, warum Franz Chudy sich nach der Kriegserklärung sogleich freiwillig meldete.⁵³ Diese Frage bleibt ein schmerzender Stachel.

Kowarth oder Chudy, und wir überspringen die Frage: Was ist Liebe?

Wie ein Wanderer, der einen Bach überquert, indem er von Stein zu Stein springt, bewegen wir uns in der Geschichte weiter, eigentlich ja in *den* Geschichten, denn es sind derer mindestens vier, die miteinander verzopft sind.

In der Großvatergeschichte taucht im Zusammenhang mit Berufswahl- und -ausbildung des jungen Franz Chudy- wir können dies im Lehrvertrag von 1898 lesen⁵⁴- die Frage auf, wie eigentlich ist der Familienname des künftigen Werkzeugmachers? Franz Kowarth heißt er in diesem Vertrag, den Johannes Hera, sein „Vater.., Schuhmachergehilfe, Wien XVI...“⁵⁵ geschlossen und unterzeichnet hat.

Als Lehrling war dein Name Kowarth. Später hast du diesen Namen in Chudy ändern lassen.⁵⁶

50 Karl Kraus, Die Fackel, Nr. 404, XVI. Jahr

51 S. 37

52 S. 38

53 S.39

54 S. 41

55 Ebd.

56 S. 40

Damit müssen wir uns zunächst abfinden, denn der Erzähler hat einen weiteren Stein entdeckt, auf den er nun hüpfen will, er fährt nämlich fort:

Deine Frau besitzt eine verblüffende Ähnlichkeit mit meiner Mutter. Da eine Blutsverwandtschaft nachweislich auszuschließen ist, muss einmal mehr besagter Herr Rath, Inhaber einer Photographischen Kunst-Anstalt in der Wiener Ottakringer Straße, dafür verantwortlich gemacht werden.⁵⁷

Der Leser aber wird der Linse des Herrn Rath, liest er nur wenige Seiten weiter, hohe analytische Fähigkeiten zusprechen können, denn das nun im Roman folgende Porträt der Mutter des Erzählers ergibt in der Gegenüberstellung mit dem Porträt der Großmutter viele Übereinstimmungen:

Dass Mutter zu Zärtlichkeit nicht fähig ist, darunter leidet das Kind...⁵⁸Mutters Zuneigung war in Zahlen messbar, denen das Wort „Schilling“ nachgestellt wurde...⁵⁹

Im Hintergrund schimpft Vater. Deutlich im Telefon zu hören.

Dieser gnadenlos mutige Mann schiebt seine Frau vor, damit sie seinen Standpunkt vertritt, ordnet sich willig ihren Ansichten unter. Genauso wie einst seiner Mutter. Antonia war das Familienoberhaupt, der älteste Sohn hatte nichts zu bestimmen..fügte sich widerspruchslos der Autorität der Kriegswitwe. Der Sohn eines Widerspruchsgeistes schweigt und pariert....⁶⁰

Lesen hielt sie für Zeitverschwendung. In diesem Punkt war sich meine Mutter Gerlinde mit ihrer Schwiegermutter Antonia einig.⁶¹

Beide Frauen führen ein Lebensmittelgeschäft, beide müssen, da ihre Männer eingezogen werden, entweder wie die Mutter des Erzählers ohne Hilfe des Mannes das Geschäft weiterführen oder wie die Großmutter Antonia sich und die Kinder mit Handelsgeschäften, als Straßenbahnschaffnerin und schließlich als Lebensmittelhändlerin durchbringen.

Da der Erzähler ausgerechnet im Umkreis des Themas Mutter auf seine frühen Liebeserlebnisse zu sprechen kommt, wird man Schilderungen von glückseligen Tagen nicht erwarten dürfen.

Reise nach Unterkralowitz

Erst viele Seiten und gewichtige Lebensprobleme später (zur erwähnten Liebe kommt noch die Religion) wird das Thema des Familiennamens wieder aufgegriffen.

Das stimmt so nicht ganz genau, denn mit dem schulischen Abgangszeugnis des Großvaters, das wir auch lesen dürfen, wird es gestreift: Die Schulbehörde folgt der privaten Onomastik nicht -von wegen Kowarth oder so ähnlich- und führt den Schüler unter dem Familiennamen der erziehungsberechtigten (?) ledigen Mutter, Chudy. Punkt.

Die miserable Lage lediger Väter, von der uns der Erzähler als Betroffener berichtet, beiseite lassend, da aus Straßburg Hilfe naht, wie wir in der Zeitung lesen, können wir endlich auf des Namensrätsels Lösung hoffen.

Die Großeltern meines Vaters waren gleichfalls nicht verheiratet, möglicherweise ein Fall von zyklischer Vererbung in dritter Generation.⁶²

Hier redet der Erzähler von dem uns schon bekannten Johann Hera und der Katharina Chudy, und

57 Ebd.

58 S. 44

59 S. 45

60 S. 44

61 S. 46

62 S. 65

mit dem „gleichfalls“ meint er sich selbst und Quākos Mutter. Aber wie kommt man damit zum Namen Kowarth?

Was folgt, ist so unwahrscheinlich, dass es schwerlich nur erfunden sein kann:

Zudem wurde der Name deines Urgroßvaters falsch in das Taufregister eingetragen: Kowarth statt Chudy wie seine Mutter.⁶³

Der Angesprochene ist Quāko.

Mit den Spekulationen des Erzählers, die diesen Fehler im Taufregister plausibel zu machen suchen, betreten wir tschechischen Boden:

Möglicherweise handelte es sich um keinen Fehler und ein Herr Kowarth oder Kovarth schwängerte die Katharina Chudy, zuständig nach Unterkralowitz, die später in Wien mit dem Johann Hera eine eheähnliche Lebensgemeinschaft einging.

Das müssen nun Zeithistoriker entscheiden, ob es vorstellbar ist, dass ein Pfarrherr im Kirchenbuch ein Kind mit dem Namen seines nicht ehelichen Vaters anführt. Wir behalten den Eindruck: ganz ohne Durcheinander kam man nicht von Böhmen nach Wien.

Der Erzähler will, dass wir beide Versionen der Urgroßvater-Geschichte glauben, Kowarth oder Hera als Erzeuger; fünfzig Seiten nach dieser Stelle lesen wir nämlich in einem Lebensbericht über Johann Hera:

Aus gegebenem Anlass schwängerte er die Katharina Chudy, gebürtig aus Unterkralowitz Nr. 53...⁶⁴

„Gab“ Katharina „Anlass“ oder ist das Kind Franz ein Kind einer rasch ergriffenen Gelegenheit? Johann Hera will auf jeden Fall, dass das Kind den Namen seiner Mutter trägt, vielleicht hat das auch damit zu tun, jetzt spekulieren wir auch mal, dass „die ledige Mutter Katharina Chudy“ schon „vier Jahre nach der Geburt ihres Sohnes Franz“⁶⁵ stirbt; Johann Hera heiratet nach ihrem Tod eine bisher ungenannte Margaretha.

Zwei Dokumente des behördlichen Briefverkehrs zu diesem Wunsch Heras sind im Roman wiedergegeben, ein Schreiben des Gemeindeamts Unterkralowitz, an das sich Hera wegen eines Heimatscheins für den Sohn gewandt hat, wodurch seine tschechische Herkunft amtlich würde, und ein Schreiben des Bezirksgerichts Ottakring über die Namensberichtigung im Taufbuch von „Kowarth“ zu „Chudy“, womit die Familienzugehörigkeit von Franz Johann klargestellt ist.⁶⁶

Diese beiden amtlichen Schreiben bilden einen Rahmen um ein Textstück, das den Kern des Romans bildet und mit den Worten beginnt:

Auf der Suche nach Unterkralowitz, Dolní Kralovice, kreisen meine Augen über die Landkarte Zwei. Habichte lauern auf Beute. Allmählich entwickelt sich das belichtete Bild einer Reise.⁶⁷

Aus dem Fixierbad der Vorstellung zieht der Erzähler das Bild eines Dorfes mit Dorfkirche, Schloss, jüdischem Friedhof und Menschen und Tieren, um dieses Bild sofort wieder im Wasser zu versenken, im Wasser des Stausees von Švihov, in dem das Dorf, so heißt es, 1975 unterging.

War das Dorf Unterkralowitz in der Schilderung des Erzählers schon eine Ikone eines böhmischen

63 Ebd.

64 S. 115

65 S. 66

66 S. 66 u. S. 67

67 S. 66

Dorfes, wird es durch seine Geschichte des Verschwindens erst recht zu einer „symbolischen Ursprungsheimat“ (Peter Demetz). Die Reise in das Heimatdorf der Urgroßmutter Katharina Chudy, von der der Titel des Romans spricht, kann und wird nie stattfinden, es sei denn als Roman, der einer Geschichte hinterherfragt.

Der Familienname Chudy

Aber den in Wien lebenden Nachfahren dieser tschechischen Urgroßmutter hängt ihr Name an, diese merkwürdige Lautfolge, die zwar ihre Fremdheit hören lässt, aber ihre Herkunft nicht offenbart.

Dem Namensträger verschafft dies eine kleine Überlegenheit, wenn sich jemand nach der Herkunft des Namens Chudy erkundigt, und je nach Laune kann er dann seine Spielchen treiben, wie der Vater des Erzählers:

Oftmals behauptete Vater, wenn er gut drauf war, der Name stamme aus dem Französischen, möglicherweise von einem Nachfahren jener 200 000 Hugenotten, denen im 17. Jahrhundert...die Flucht aus ihrer Heimat gelang...Im Pariser Telefonbuch sei „Schüdie“ ein überaus häufiger Name...⁶⁸

Der Erzähler-Sohn ist nicht ganz so unverfroren, seine Antwort auf die Frage nach der Herkunft des Namens lautet:

Aus dem Französischen oder dem Tschechischen...wahrscheinlich eher tschechischen Ursprungs, denn Prag liegt näher bei Wien als Paris.⁶⁹

Ganz kann er es also auch nicht lassen, sein Gegenüber zu frotzeln.

Und in dieser sanguinischen Stimmung vollendet er das Textstück, das sich so zu einer kleinen Kabarettnummer entwickelt:

„Weißt du, was dein Name in unserer Sprache bedeutet?“, fragte mich einmal ein Emigrant, der noch seiner Muttersprache mächtig war, kein Nachkomme eines Fremdarbeiters aus Doppelmonarchie-Zeiten, kein echter Wiener namens Kratochwil, Pospischil, Nechledil, Hrdlicka, Swoboda, Pribil, Wotruba, Krcal, Vyoral, Doleschal,.....Auf Tschechisch heißt Chudy arm(selig), dürftig, karg, mager.⁷⁰

Der unbegründete Hochmut der Wiener

Beim Rückgriff auf die böhmischen und mährischen Wurzeln der Familie, auf die „Einwanderer-Generation“, auf Johann Hera aus Göding, tschechisch Hodonín, und Katharina Chudy aus Unterkralowitz, tschechisch Dolní Kralovice, ob sie als Verstoßene oder Arbeitsuchende nach Wien geht, bleibt offen, kommt der Erzähler auch auf die Wiener zu sprechen:

Die Wiener dünkten sich den zugewanderten Böhmen überlegen und spotteten: „ Die haben ihre Holzschlapfen noch in der Taborstraße stehen.“ Am ehemaligen Nordwestbahnhof betraten die Zuwanderer Wiener Boden,⁷¹

erklärt der Erzähler dem ortsfremden oder jugendlichen Leser.

Die „Holzschlapfen“, primitives Schuhwerk armer Leute, muss man ablegen, ehe man das feine Parkett des kultivierten Wiener Salons betritt, wie ein Moslem die Sandalen vor der Moschee. Die

68 S. 68

69 Ebd.

70 Ebd.

71 S. 115

Schuhe, die pars pro toto für die Träger der Schuhe stehen und die in der Taborstraße noch auf diese warten, zeigen an, dass an den Zugewanderten immer noch der Geruch der Herkunft hängt, dass aus ihnen nie kultivierte Menschen werden.

Darüber entrüstet sich der Erzähler:

Ohne Zutun der böhmischen Zugereisten wäre die k.u.k. Reichs- und Residenzstadt bevölkerungsmäßig und auch sonst zu einem Provinzdorf verkommen.⁷²

In diesem „auch sonst“ kann ja allerlei enthalten sein. Die Arbeitssuchenden, wird weiter klargestellt, sind auch keine „Gastarbeiter“, sondern „Bürger desselben Reiches und als billige Arbeitskräfte willkommen.“. Mit zwei überlieferten stehenden Redewendungen des Kaisers, des Kaisers der Wiener und der Böhmen unter anderem, beendet der Erzähler das Thema:

„Es war sehr schön, es hat mich sehr gefreut“, pflegte Kaiser Franz Joseph zu sagen. Oder er sagte: „Mir bleibt nichts erspart.“⁷³

Geben diese Sätze ein verklärtes Bild des Alten? Oder das Bild eines Herrschers, der gerade noch zu zwei gegensätzlichen Reaktionen fähig ist? Loben und strafen, bejahen und verneinen. Wäre der Weltkrieg zu verhindern gewesen, wenn Franz Joseph gelernt hätte zu sagen: „Ich werd’s mir überlegen“?

Großvaterforschung versus Ahnenforschung

Der Versuch, dem „Großvater zu begegnen“, und die Suche nach Unterkralowitz könnten missverstanden werden, als seien sie inspiriert von nationalsozialistischer Ideologie, sozusagen Ahnenforschung eines Blut- und Boden-Ideologen. Dem begegnet der Erzähler damit, dass er amtliche Anweisungen der NS-Behörden zur Ahnenforschung wörtlich zitiert und polemisch kommentiert. Um die Nerven des Lesers zu schonen, bettet er die Zitate in ein Erzählstück, das davon berichtet, wie der Vater NS-geleitete Ahnenforschung treibt. Dieses Erzählstück mündet in einen Ich-Bericht des Vaters von seiner Militärzeit, die wenig spektakulär verlief, zuerst ist er bei der Feuerwehr und dann im Feldheer Rechnungsführer. Seine Ahnenforschung förderte nichts von Bedeutung zu Tage, alles kleine Leute die Chudys in Böhmen, Mähren oder Schlesien.⁷⁴

Der Maschinist, der Hochzeiter und der Inkassant Franz Josef Chudy

Wir aber dürfen jetzt drei Fotos des Vaters betrachten. Das eine ist eine Gruppenaufnahme des Löschtrupps der Feuerwehr:

Wie auf allen derartigen Ablichtungen wurden die Figuren fein säuberlich vor der Linse garniert: stehend die hinterste Reihe, sitzend die mittlere, hockend die vordere; dazu zwei auf dem Boden liegende, sich seitlich auf einem Arm aufstützende Gestalten, axialsymmetrisch angeordnet.⁷⁵

Der das Foto betrachtende Sohn erkennt den Vater in der Gruppe zweifelsfrei, ist aber bei der Deutung unsicher, einen Schatten missdeutet er zunächst als Oberlippenbart, den „düsteren Blick“

72 Ebd.

73 S. 116 - 117

74 S. 70

75 S. 72

kann er nicht als Täuschung wegerklären, so wenig wie „die geglättete Stirn“ und die „von den Brauen verhangenen Augen“. Es sind dies vielleicht Züge kämpferischer Männlichkeit, die er an seinem Vater zu sehen nicht gewohnt ist, die die Feuerwehrleute dem Zeitgeschmack entsprechend zur Schau trugen.

Das andere Foto ist das Hochzeitsfoto von Vater und Mutter. Aus der Beschreibung des Bildes entwickelt die Aggression des Erzählers einen Varietee-Auftritt des Paares: Das gezwungen Künstliche in Kleidung („Hochzeitsverkleidung“) und Gehabe („Jausenpause im Frack“, d.h., das Gewöhnliche scheint immer noch durch) und der geschmackliche Fehlgriff bei der Frisur der Braut reizen ihn zu einem galligen Kommentar.

In seiner Hochzeitsverkleidung gleicht Vater Batman nach einer Bruchlandung. Jausenpause im Frack. Im nächsten Augenblick wird er ein weißes Kaninchen aus dem Zylinder hervorzaubern. Seine Assistentin trägt ein pelzbesetztes weißes Kleid, weiße Stola, in ihrem Arm Blumen, falsche Perlen im Haar. Ihr Gesicht rundlich. Scheinwerfer und dezenter Trommelwirbel. „Perlen bedeuten Tränen“, könnte in einer Sprechblase aufleuchten. Der Batman-Magier hat die Frisur seiner Assistentin Dr. Jekyll und Mr. Hyde abspenstig gemacht. Mörderisch. Das Publikum fiebert dem Kunststück entgegen. Man schreibt das Jahr 1930. Und es gibt ein neues Ehepaar.⁷⁶

Über seine Dienstzeit bei der Feuerwehr und dann in der Armee wird der Vater später sagen:

Irgendwie bin ich übersehen worden...Ich bin immer mitgeschwommen im Strom, habe mich durchlaviert als Nichtschwimmer.⁷⁷

Kein heroisches Leben, kein Leben eines Nonkonformisten, wie sein Vater einer war, aber auch kein Leben der Selbsttäuschung. Schwimmunterricht wird ihm der Sohn erteilen.⁷⁸

Und hierher gehört noch ein drittes Foto vom Vater, aufgenommen in der Zeit, in der er für die Firma Schmoll, Schuhpasta, im Außendienst arbeitete, also zwischen 1929 und 1932. Das Foto zeigt den Vater in

uniformähnlicher Arbeitskleidung: Schirmkappe. Um seine Schulter hängt eine lederne Inkassantentasche, seine Linke lässig in der Jackentasche.. (und einen) Lieferwagen, 12er Steyr, mit der Aufschrift Schmoll Pasta...Mit Schmoll brachte jeder seine Schuhe zum Glänzen.⁷⁹

Der Erzähler hält sich noch bei den Besonderheiten des historischen Vehikels auf, dessen moralische Bedeutung für den Inkassanten weit wichtiger ist. Mit Hilfe dieses Vehikels bekam der Schmoll-Pasta-Lieferant einen umfassenden Überblick über die Wiener Lebensmittelgeschäfte und ihre Lagerkapazitäten, ein wertvolles Wissen, das seine Karriere im NS-Staat beförderte und ihn an die Machthaber band.

Post vom Gefreiten Franz Johann Chudy

Wie zwischen den Fotos vom Vater an einer Pinnwand befestigt finden wir eine Karte des Roten Kreuzes, adressiert an Frau Antonia Chudy in Wien in der Hasnerstraße, die mit ihrer bürokratischen Umständlichkeit bedrohlicher wirkt als eine glatte Mitteilung auch des Schlimmsten,

76 S. 75

77 S. 88

78 S. 10

79 S. 87

obwohl Antonia nur mitgeteilt wird, dass ihr Mann nicht unter den Kranken oder Verwundeten gefunden werden konnte.

Seit Monaten hat sie keine Nachricht mehr von ihm erhalten, und er ist Soldat.

Großvater ging hinunter auf die Straße und las den Anschlag: „Mobilmachung!“ - „*An Meine Völker*“... Gleich ab ins Manöver nach Kutná Hora. (Der Fotograf erwartete Großvater bereits. Ein Foto des Gefreiten Chudy. Ein weiteres Mal wurde er nicht mehr fotografiert.)⁸⁰,

hatte es bündig geheißen im Unheil verheißenden Ton eines Heldenliedes; wir nennen solche Andeutungen, denn sie werden sich wiederholen, Nibelungenzeilen; bekanntlich lässt der Dichter des Nibelungenliedes keine Gelegenheit aus, dem Leser das tragische Ende der Geschichte anzukündigen.

Auf einer Karte von Kutná Hora an seine Frau Antonia begründet Franz Johann Chudy seine Entscheidung, sich nicht mehr zu Hause zu zeigen, ehe er „ins Feld“ muss, damit, dass er sich und ihr einen neuerlichen Abschied ersparen will.

Der Erzähler berichtet das kommentarlos, hält sich dann aber lange mit der Vorderseite der Karte auf, auf der ein Gedicht mit dem Titel *Heimaturlaub* und ein Bild gedruckt sind. Das Bild zeigt einen mit dem Eisernen Kreuz dekorierten Soldaten, Arm in der Schlinge, „einen invaliden Helden“, und einen Säugling auf Fell; das Gedicht preist das Glück des Wieder-erkannt-Werdens.

Der Vater ist für sein Kind ein Fremder,⁸¹

mit diesen korrigierenden Worten hilft der Erzähler der Wahrheit zu ihrem Recht, nachdem seine Wut auf den Dichter abgeklungen ist:..., „gemeingefährlicher Idiot“, „gnadenlos in seiner Dummheit“.

Die Intentionen des Absenders, der die Karte ja ausgewählt hat und damit eine Beziehung zu seinem Text und zur Empfängerin herstellen wollte, werden nicht diskutiert, es sei denn, man zieht die folgende Karte des Großvaters hinzu, die er bereits in russischer Gefangenschaft schrieb. Die Nibelungenzeile dazu lautet:

Nach Fergana noch gut 300 Kilometer ostwärts. Der Flecktyphus lässt sich noch ein paar Monate Zeit.⁸²

Großvater ist nach dem Kartentext besorgter Vater der Tochter, Lob und Ermunterung spendender Vater des Sohnes, Familienmensch, denkt an den Vater, die Schwiegermutter, die Großmutter, er blättert gleichsam im Familienalbum, keiner soll übersehen werden und alle sollen sich umarmt fühlen, und damit kämpft Franz Johann Chudy auch gegen das Vergessenwerden.

Vor der amtlichen Benachrichtigung der Ehefrau vom Tod des Mannes lässt uns der Erzähler eine Karte des Großvaters lesen, sie trägt kein Datum, hat keinen Anrede und erinnert in ihrer Kargheit und unterdrückten Klage ein wenig an ein Sterbenswort:

Über Deine Klage, warum ich so wenig schreibe, kann ich Dir nur mitteilen, daß wir nur mit großer Schrift und kurzem Inhalt Karten wegschicken dürfen. Es ist mir daher unmöglich, allen meinen lieben Verwandten zu schreiben. Schließe mein Schreiben mit vielen Grüßen und Küssen an Dich, die Kinder und allen insgesamt. Dein Franz. Schreibe bald und oft⁸³

80 S. 78

81 S. 79

82 S. 80

83 S. 92

Daran schließt sich die Mitteilung des Roten Kreuzes an, die das Bedauern ausdrückt, „diese traurige Nachricht übermitteln zu müssen.“

Antonia: verliebt, verheiratet, verwitwet

Franz Johann Chudy ist 1903 im Manöver in Kutná Hora. Bis zu seiner Hochzeit wird es noch vier Jahre dauern. Antonia, der er im Geschäft seines Vaters nach der Arbeit oft begegnet ist, schreibt ihm eine Woche lang jeden Tag nach Kutná Hora eine Postkarte: auf jeder Karte ist ein Buchstabe seines Vornamens Franz von einer Schönen dargestellt, was für eine gewisse Erhitzung der Absenderin spricht, die „molligen“ oder sonstwie Schönen sollen wohl auch den Empfänger wärmen.

Dieser schönen Episode, die uns Antonia als verliebte junge Frau vorstellbar macht, auch wenn das Z verloren ging⁸⁴, fügen wir das Hochzeitsfoto des Paares an, das uns schon einmal⁸⁵ gezeigt wurde, aber nun richtet der Erzähler seine Aufmerksamkeit zuerst auf die Braut:

Die Fotografie, angefertigt von Herrn S. (Samuel?) Weitzmann, verbrachte viele gerahmte Jahre hinter einem Passepartout, am vergilbten Rand lassen sich Jahresringe ablesen: Großmutter 22 Jahre jung in einem weißen, hochgeschlossenen Kleid...⁸⁶

Dann ist wieder von Großvaters geliehenem Frack die Rede, kein Brautschleier, kein Schnurrbart, aber Großvaters schiefes Kinn findet Erwähnung.

Es ist nicht abzustreiten, dass die Braut in dieser Beschreibung mehr Leben besitzt als der „belichtete Fleck auf Fotopapier“⁸⁷ Franz Chudy der ersten Beschreibung dieses Hochzeitsfotos, dennoch bleibt dieses Foto mit den „Jahresringen am vergilbten Rand“ ein *memento mori*.⁸⁸

Ein Brieffragment ohne Datum, Franz Johann Chudy an seine Frau, er dient beim „Infanterieregiment Nummer 21, das ein böhmisches war“.⁸⁹

Liebe Toni! Ich bin jetzt in meinem 33. Lebensjahr. Mit Vollendung desselben habe ich das Recht, mich nach Österreich zuständig schreiben zu lassen. Bemühe Dich bitte an meiner Statt um die Erlangung der österreichischen Staatsbürgerschaft.⁹⁰

Der Erzähler deutet an, Franz Chudy könnte ein Opfer patriotischer Parolen geworden sein, seine Frau aber unternimmt nichts, denn die staatliche Unterstützung von Soldatenfrauen ist bei den Böhmen höher als bei den Österreichern.

Dass Antonia rechnen kann und tüchtig ist, sich und die beiden Kinder durch die schwere Zeit bringt, mit Nähen, als Straßenbahnschaffnerin, mit Hamsterfahrten und Handelsgeschäften mit den Bauern, muss ihren Schwiegervater so beeindruckt haben, dass er ihr den Laden übergab.

Der Große Krieg in Bildern, Im Schlachtgetümmel des Weltkriegs

Diese beiden Bücher dienen dem Erzähler dazu, die Kriegspropaganda zu Beginn des Ersten Weltkriegs zu veranschaulichen und zu belegen und damit das großväterliche „Heldenleben“ zu

84 S.147

85 S. 28

86 S. 120

87 S. 28

88 „Jede Fotografie ist eine Art *memento mori*“, Susan Sontag, Über Fotografie, S. 21

89 S. 149

90 Ebd.

kontrastieren.

„*Der Große Krieg...*“ ist eine gebundene Zeitschriftensammlung, „ein Fotoalbum des Weltkriegs“⁹¹, 1915 in Berlin erschienen. Das andere vom Erzähler zitierte Buch, so lässt sich aus dem Roman erschließen, ist ein von „Professoren der Malkunst“⁹² illustriertes Erzählwerk eines Österreiches.

Das Foto-Bilderbuch offenbart seine propagandistische Absicht weniger in den Fotografien, die oft wohl besonders groteske Züge haben, als vielmehr in den Legenden unter den Bildern:

...Ein Uniform tragender Rekonvaleszent radelt am Strand, ein anderer müht sich mit dem Heben von Gewichten. Die Bildlegende brüstet sich: „Pflege deutscher Verwundeter: Durch das wissenschaftliche Hochstehen des Sanitätswesens werden viele deutsche Verwundete wieder dienstfähig gemacht.“⁹³

Großvaters Heldenleben verläuft auf sehr kurzem Weg in russische Kriegsgefangenschaft:

Während der Autor vom *Schlachtgetümmel* dichtete, befand sich Franz Chudy bereits auf dem Transport in Richtung Osten. Dass sein Ziel Fergana sein würde, wusste er noch nicht,

lautet die Nibelungenzeile an dieser Stelle.⁹⁴

Großvaters Kriegs-Tagebuch

Das Kriegs-Tagebuch des Franz Johann Chudy muss der „Dokumentenschublade“⁹⁵ des Vaters entstammen. Wie es aber vom Fuße des Himalaya nach Ottakring kam, wird uns nicht gesagt. Als Teil des Nachlasses des Verstorbenen wurde es wohl vom österreichischen Kriegsministerium den hinterbliebenen Angehörigen zugeschickt, zusammen mit einer Taschenuhr vielleicht und einer verbogenen Stahlbrille. Wir stellen es uns als Schulheft vor, in das mit Bleistiftstummeln geschrieben wurde.

Schon zur großen Friedensdemonstration „Künstler für den Frieden“ vom 15. Mai 1982 trug sich der Erzähler mit dem Gedanken, dieses Kriegs-Tagebuch vor Publikum vorzulesen⁹⁶, verwarf den Gedanken aber wieder; ebenso ging es bei der Folgeveranstaltung am 6. November, der Text war für die zur Verfügung stehende Zeit zu lang:

Großvaters Kriegstagebuch duldet keine radikalen Streichungen.⁹⁷

Ein Zitat aus Fridtjof Nansens Buch *Eskimoleben* aus dem Besitz des Großvaters dient dem Erzähler zur Veranschaulichung seiner pazifistischen Gesinnung und zum Verweis auf ein mögliches Muster des Großvaters für die Abfassung des Tagebuchs; anders gesagt: der Erzähler stellt sich als Geistesverwandten neben den Großvater und begründet gleichzeitig damit, an welchen literarischen Vorbildern sich der Großvater orientiert haben kann für die Abfassung seines doch höchst sonderbaren Tagebuchs. Nansen schrieb:

„Sie halten es für grausam, ihre Mitmenschen zu töten. Krieg ist daher in ihren Augen etwas Unverständliches und Verabscheuungswürdiges, ihre Sprache hat nicht einmal ein Wort

91 S. 137

92 S. 132

93 S. 126

94 S. 134

95 S. 42

96 S. 164

97 S. 168

dafür;...⁹⁸

Großvaters Kriegs-Tagebuch folgt der Form des „Logbuches“, die sich ja auch bei Expeditionsberichten häufig findet, und in gewisser Weise ist diese Form der Lage des Kriegsgefangenen Chudy angemessen.

Die Aufzeichnungen beginnen mit dem Datum „Vom 10.-17.12.“(1914) und enden mit dem Datum „26.7.-30. 7. Montag“(1915), in russische Kriegsgefangenschaft gerät der Gefreite Chudy am 21. 12. 1914.

Der Text des Tagebuchs ist vollständig versachlicht, entpersönlicht, sprachlich verknüpft in der Art des Telegrammstils, man findet nur Namen von Landschaften oder Städten, keine Namen von Personen der Umgebung, nur selten Namen von Briefpartnern.

Stellt man in Rechnung, dass der Transport bis in das Bestimmungslager über einen Monat dauerte, wird man die einzeilige tägliche knappe Notiz angemessen finden. Der Schreiber bleibt aber im Lager, das kein Arbeitslager ist, bei seinen „Einzeilern“.

7.1. Wir fahren noch immer. Es fällt ein Mann aus dem Zug.

26.1.Tägliche Beschäftigung besteht aus: Reinhalten sämtlicher Ubikationen, unsere Reinigung; die übrige Zeit essen, schlafen oder Spiele.

12.2. Liegen den ganzen Tag in den Baracken. Es ist kalt.

Körperliche oder seelische Probleme des Tagebuchschreibers werden sehr selten erwähnt, keinesfalls ausgemalt:

11.1. Bin marod, habe Fieber.

13.1 Großer Schneefall. Meine Gedanken sind fortwährend bei Weib und Kindern

23.5 Pfingstsonntag.- Traurige Feiertage. Was machen meine Lieben zu Hause?

9.2. Es schneit seit gestern abend, friert. Kosaken erzählen, dass es seit 18 Jahren eine solche Kälte nicht gab. Nachmittag Sonnenschein. Die ganze Nacht Schmerzen in den Füßen, kann nicht schlafen. Lerne Russisch.

Der Großvater folgt dem Grundsatz, auch wenn nichts einzutragen ist, ist dies einzutragen:

26.3.-28.3. Nichts Neues.

22.5. Alltägliches.

Diese Form des Tagebuchs, das ja keine technische oder nautische Funktion erfüllt, obwohl es in deren Gewand erscheint, wird nun dem Verfasser zugerechnet, er erscheint dem Leser als ein besonders wortkarger verschlossener Mensch, in sich gekehrt, still leidend. Der karge Text lässt der einführenden Leserphantasie viele „Leerstellen“, die sie schließen und ausfüllen kann, und die wenigen genauer ausgeführten Eintragungen gewinnen dadurch an Wirkung, lyrischen Zeilen nicht unähnlich.

Einmal noch vernehmen wir des Großvaters persönliche Stimme, auf der Karte zu Antonias 30. Geburtstag, die in das Tagebuch aufgenommen wurde.⁹⁹

Schluss

Manfred Chobots Erzähler hat sich entschlossen, in der täglich enger werdenden Welt einfach die

98 S. 159

99 S. 181

Laufrihtung zu ändern, wie die Katze in Kafkas Fabel der Maus rät; so lief er zurück in die Vergangenheit, seine eigene, als er gerade Vater geworden war, und so immer weiter zurück, in die Zeit seiner Eltern, Großeltern und Urgroßeltern; er studierte vergilbte Fotos, versuchte mit Stempeln übersäte Postkarten und brüchige Tagebuchblätter zu entziffern, und er versuchte sich zu erinnern. Aus den verschiedenen Vergangenheiten wurde eine und aus der Vergangenheit Gegenwart Und am Ende der Geschichte überkommt uns das Staunen, wie tief vergangen selbst die 80er Jahre heute sind, dabei waren sie erst unsere Gegenwart, und wir erinnern uns daran, wie Kafkas Fabel endet.

Literatur

Manfred Chobot, Reise nach Unterkralowitz, Roman
Limbus Verlag Hohenems 2009

Wolfgang Müller-Funk/Karin Zogmayer (Hg), Chobot bleibt
Verlag *publication PN 1*, Bibliothek der Provinz, A-3970 WEITRA

Durs Grünbein, Das erste Jahr, Berliner Aufzeichnungen
Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2001

Susan Sontag, Über Fotografie
Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main 2010

